

3. Forschungsstand

In diesem Kapitel wird der Forschungsstand zu Identitäts(entwicklungs)prozessen lesbischer/bi Frauen¹⁴ dargestellt. Dabei ist über den betrachteten Zeitraum eine Verschiebung von intraindividuell ausgerichteten hin zu interaktional-systemischen Modellen feststellbar. Aus letzteren werden zwei herausgegriffen, miteinander in Verbindung gesetzt und anhand von empirischen Ergebnissen – schwerpunktmässig aus Deutschland – konkretisiert. Nach einem Blick auf Strategien in diesen Identitätsprozessen werden in einem zweiten kurzen Unterkapitel einige Besonderheiten von lesbischen Identitätsprozessen hervorgehoben.

3.1. Von intraindividuell orientierten Identitätsentwicklungs- zu interaktional-systemischen Identitätsprozessmodellen

Die Identitätsentwicklung von homo Menschen wurde, insbesondere ab den 1980er-Jahren, von mehreren Autor*innen in verschiedenen Modellen dargestellt (z. B. Cass, 1979; Coleman, 1982; Troiden, 1989), wobei lineare Stufenmodelle vorherrschend waren, und viele dieser Modelle vornehmlich schwule Männer untersuchten, jedoch oftmals eine Übertragung auf lesbische Identitätsentwicklung angenommen oder behauptet wurde – zwei Kritikpunkte, die von einigen Autor*in-

14 Gewisse der hier präsentierten Studien untersuchten nur lesbische Frauen, andere Lesben und Schwule, wieder andere queere Menschen. Lesbische Frauen gehören jedoch in allen zitierten Studien zur untersuchten Gruppe, ausser bei Berchtold (2012), dessen Studie auf Schwule beschränkt ist, die allerdings jugendlich und aus der Schweiz sind, weshalb sie ebenfalls einbezogen wurde.

Ausserdem verorten diese Studien lesbisch/bi Sein begrifflich in der Regel nur als sexuelle Orientierung und nicht als sexuelle und/oder romantische Orientierung, und Identitätsprozesse beschreiben sie häufig als Identitätsentwicklung(sprozesse). Die verwendeten Begriffe weichen daher in diesem Kapitel von der Verwendung in der restlichen vorliegenden Arbeit ab.

nen angebracht und in eigenen Modellen zu beheben versucht wurden (Sophie, 1986; Brown, 1995; McCarn & Fassinger, 1996). Doch auch vermehrt aufkommende Modelle der Identitätsentwicklung lesbischer Frauen stellten diese als linearen Prozess dar (Chapman & Brannock, 1987; Lewis, 1984). Identitätsentwicklungsmodelle für trans Menschen (in der Regel ebenfalls lineare) wurden ab den späten 1990er-Jahren entwickelt (Bockting & Coleman, 2007; Devor, 2004; Gagné, Tewksbury & McGaughey, 1997; Kuper, Wright & Mustanski, 2018). Zusammenfassend dargestellt lassen sich die verschiedenen linearen Identitätsentwicklungsmodelle für lesbische Frauen als vierstufigen Prozess darstellen, der zweigleisig als Entwicklung einer individuellen sexuellen Identität (unten gekennzeichnet mit I) und einer dieser tendenziell nachgelagerten Gruppenzugehörigkeitsidentität (unten gekennzeichnet mit G) verläuft (McCarn & Fassinger, 1996; ähnlich auch Sophie, 1986):

1. *Bewusstsein* des eigenen Andersseins (I) sowie der Existenz nicht-heterosexueller Orientierungen (G)
2. *Erkundung* der Anziehung zu Frauen und der eigenen Haltungen (I) sowie der Frage der Zugehörigkeit zur Gruppe der homosexuellen Menschen/lesbischen Frauen (G)
3. *Vertiefung* des Verständnisses über sich selbst, die eigenen Bedürfnisse/Wünsche und deren Verwirklichung (I) sowie ein persönliches *Engagement* in der homosexuellen/lesbischen Gemeinschaft und ein Bewusstwerden derer Unterdrückung (G)
4. *Internalisierung/Synthese* der Anziehung zu Frauen in die gesamte Persönlichkeit (I) sowie der Zugehörigkeit zu einer Minderheit in verschiedenen sozialen Kontexten (G)

Insbesondere diese ersten linearen Modelle, die oftmals von Psycholog-/Psychiater*innen klinisch entwickelt wurden, stellen Coming-outs als normative Entwicklungsaufgabe sowie als Notwendigkeit und Voraussetzung einer «gesunden und stabilen Identität» (Schirmer, 2017, S. 184) wie auch einer politischen und sozialen Akzeptanz dar. Diese Darstellung wurde dahingehend kritisiert, dass sie Coming-outs individualisiere und dabei Macht, Privilegien und eine intersektionale Perspektive, beispielsweise bezüglich Misogynie, Behinderung, Rassifizierung, Klasse oder nicht-westliche kulturelle Herkunft – insbesondere als Ursachen, sich nicht outen zu können – ausser Acht lasse (Bilodeau

& Renn, 2005; Eliason, 1996; Eliason & Schope, 2007; Klein, Holtby, Cook & Travers, 2015; LesMigraS, 2012; Rasmussen, 2004; Watzlawick, 2014; Woltersdorff, 2005): «When the standard of the ‘good, out queer’ is based on individuals with the most privilege, this marginalizes the experiences of those who face multiple forms of oppression» (Klein et al., 2015, S. 319). Diese Kritik umfasst auch die in den meisten dieser Modelle geforderte Anpassung queerer Menschen an und ihre Unterordnung unter die Heteronormativität – meist in Form der höchsten Entwicklungsstufe, der Identitätssynthese, in der die queere Identität unter anderen Identitätsanteilen eine konsolidierte Position einnimmt, die der Heteronormativität in ihrem Kern nicht (mehr) gefährlich wird, keine die Normen verändernden Absichten (mehr) hat und somit entpolitisiert ist.

Einige dieser Kritiken lassen jedoch ausser Acht, dass bereits eine der ersten Forscher*innen in diesem Forschungsfeld, Vivienne Cass, (allerdings erst in ihren späteren Arbeiten) darauf hingewiesen hat, dass die Konzepte von Coming-out und sexueller Orientierung nicht unabhängig von kulturellen und zeitgenössischen Aspekten gesehen werden dürfen: «*Behavior (including actions, thoughts, and feelings) arise out of the relationship between individuals (both their biological and psychological capacities) and their sociocultural environments ... a relationship that may be characterized as a process of reciprocal interaction*» (Cass, 1996, S. 230). Sie kritisiert damit das Verständnis, wonach eine homosexuelle Identitätsentwicklung ein ‘zu sich selbst Finden’ und damit ein ausschliesslich intrapersonaler Prozess sei, und schlägt stattdessen vor, sie als Wechselspiel zwischen Umwelt und Individuum zu sehen, in dem die gesellschaftlichen Vorstellungen und Konzepte von sexueller Orientierung und der Umgang des Individuums mit diesen die Identitätsentwicklung ausmachen – ein Verständnis von Identität, das mit demjenigen des Symbolischen Interaktionismus (Kap. 2 *Theoretischer Rahmen*) vergleichbar ist.

Identitätsentwicklung als Wechselspiel zwischen Individuum und Umwelt bringt insbesondere Anthony D’Augelli (1994) in seinem Modell zum Ausdruck, das Coming-outs zudem nicht als lineare Prozesse beschreibt und sowohl für homo/bi als auch für trans Menschen zutreffend ist (Renn & Bilodeau, 2005). Die Identitätsentwicklung bezüglich der homo/bi Orientierung und/oder Transidentität findet

unter den Bedingungen eines komplexen Zusammenspiels der Kontexte a) *persönliche Einstellungen und Verhaltensweisen*, b) *Einstellungen und Verhaltensweisen des engeren Umfelds* und c) *soziokulturelle und sozialpolitische Zusammenhänge* statt und kann mit sechs Prozessen beschrieben werden. Diese werden im Lebensverlauf in verschiedenen sozialen Kontexten teilweise immer wieder neu begonnen, sind oft nicht vollständig abgeschlossen und müssen nicht in einer bestimmten Reihenfolge¹⁵ ablaufen. Die Prozesse lauten:

1. *aus Heteronormativität ausbrechen*: sich des eigenen homo/bi/trans Seins bewusst werden; Distanzierung von Heteronormativität; Abwägung zwischen Offenheit und Verstecken
2. *persönliche homo/bi/trans Identität entwickeln*: Gedanken, Gefühle und Bedürfnisse ordnen; Kontakt zu anderen queeren Menschen; Auseinandersetzung mit Normen in queeren Gemeinschaften; Auseinandersetzung mit internalisierter Homo-/Bi-/Transnegativität
3. *soziale homo/bi/trans Identität entwickeln*: Netzwerk von Menschen aufbauen, die verlässlich zu einem stehen und die homo/bi/trans Identität unterstützen
4. *homo/bi/trans Familienangehörige*r werden*: Coming-out in der Herkunftsfamilie; Erreichen von familiärer Akzeptanz als homo/bi/trans Mensch
5. *homo/bi/trans Intimitätsstatus entwickeln*: für sich passende Formen naher (sexueller/romantischer) zwischenmenschlicher Beziehungen finden
6. *in eine queere Gemeinschaft eintreten*: Bewusstwerden von Heteronormativität und Queerfeindlichkeit sowie queerer Geschichte; politisches/soziales Engagement

Ähnliche Ebenen, Kontexte, Bedingungen – sowie Identitätsentwicklung als wechselwirkender Prozess darin – beschreiben weitere Autor*innen (Klein et al., 2015; Levitt & Ippolito, 2014a, 2014b; Marques, 2020). Besonders anschlussfähig an D’Augelli ist das *Be/Coming-out*-Modell von Lake Dziengel (2015), das drei Ebenen identifiziert, die in Identitätsentwicklungsprozessen queerer Menschen relevant sind. Es wird im Folgenden vorgestellt, mit dem Modell von D’Augelli in Bezug

15 Die Nummerierung dient hier lediglich dem Rückbezug im nächsten Abschnitt und gibt keine Linearität wieder.

gesetzt und anhand von Beispielen von Dziengel (je für einen Resilienz- und Verunsicherungsfaktor) sowie empirischen Beispielen (in den eingerückten Absätzen) konkretisiert:

Ebene der *Selbstwahrnehmung* (vergleichbar mit Prozessen 1 und 2 sowie Kontext *a* bei D'Augelli): z. B. Akzeptanz der eigenen sexuellen/romantischen Orientierung vs. Angst vor Ablehnung und Gewalt (Dziengel, 2015, S. 307–308, 312–313, 318–319)

Den Prozess der Bewusstwerdung des eigenen queer Seins erleben die meisten queeren Jugendlichen als belastend, da Begrifflichkeiten und Worte für die eigenen Empfindungen fehlen, sowie aufgrund des Gefühls, anders oder nicht passend zu sein (Krell & Oldemeier, 2017; Zuehlke, 2004; Berchtold, 2012). Sich mit den eigenen Gefühlen und Gedanken auseinanderzusetzen, stimmige Selbstbezeichnungen und Beschreibungen der eigenen Gefühle zu finden sowie sich selbst zu akzeptieren sind somit bedeutende Aufgaben dieses Prozesses.

Die grössten Befürchtungen und Sorgen der Auswirkungen eines Coming-outs sind für queere Jugendliche «Ablehnung durch Freund_innen und Familienmitglieder, verletzende Bemerkungen und Blicke sowie Probleme im Bildungs- und Arbeitsbereich» (Krell & Oldemeier, 2016, S. 54). Dies zeigt sich darin, dass lesbische/bi Frauen sich genau überlegen, wie und bei wem sie sich outen wollen, und kann ein Grund dafür sein, sich (in gewissen Kontexten) überhaupt nicht zu outen (Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Zuehlke, 2004). Für bi Menschen stellt sich die Herausforderung, dass Biromantik/-sexualität oft nicht verstanden wird und zugleich mit vielen Vorurteilen behaftet ist, weshalb sich viele von ihnen noch stärker als Lesben und Schwule überlegen, in welchen Kontexten und bei welchen Menschen sie sich outen wollen, sie generell weniger geoutet sind (McLean, 2007) und das Gefühl von Verunsicherung stärker und länger empfinden als Lesben und Schwule (Weinberg, Williams & Pryor, 1995). Spezifisch für trans Jugendliche ist die Sorge vorrangig, nicht ernst genommen zu werden (Krell & Oldemeier, 2017). Zu einem Coming-out führt für queere Jugendliche vor allem der Wunsch, mit jemandem über die eigenen Gefühle reden zu können, also damit nicht mehr allein zu sein, sowie sich nicht mehr

verstellen und verstecken zu müssen (Krell & Oldemeier, 2017). Die Angst vor Ablehnung wie auch das Verstecken sind Formen von Minderheitenstress (s. Kap. 2.3).

Ebene der *sozialen Beziehungen* (vergleichbar mit Prozessen 3, 4 und 5 sowie Kontext *b* bei D'Augelli): z. B. unterstützende/neue Freundschaften vs. soziale Isolation aus Angst, die sexuelle/romantische Orientierung könnte nicht mehr geheim gehalten werden (Dziengel, 2015, S. 308–309, 313–315, 319–320)

Nicht ernst genommen, ignoriert, nicht mitgedacht oder unsichtbar gemacht zu werden sind Erfahrungen, die queere Menschen nicht nur befürchten, sondern auch tatsächlich machen (Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Berchtold, 2012; Frohn, 2005) – ebenfalls eine Form von Minderheitenstress (s. Kap. 2.3). Besonders in Schule und Ausbildung ist die Belastung hoch (z. B. queerfeindliches Mobbing, rigide Geschlechterbinarität) und die Unterstützung (z. B. durch Interventionen von Lehrer*innen) gering (Krell & Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Berchtold, 2012; LesMigraS, 2012). Spezifisch für rassifizierte und/oder migrantisches lesbische/bi Frauen und trans Menschen kann bei Lehrer*innen eine Abschiebung der Verantwortung, sich bei Mobbing für die Sicherheit und das Wohlbefinden der betreffenden Schüler*innen einzusetzen, festgestellt werden, und es findet stattdessen eine Umdeutung des «'Heterosexismus' ... [als] ein Problem von Schüler_innen mit 'muslimischen Vätern'» (LesMigraS, 2012, S. 178) statt – ein anschauliches Beispiel für die bereits erwähnten spezifischen intersektionalen Wirkmechanismen, die bei Identitätsprozessen mit berücksichtigt werden müssen.

Der Freundeskreis wird als grösstenteils unterstützend und als Ressource erlebt (Krell & Oldemeier, 2017; Berchtold, 2012). Teilweise stellt er sich mit einem Coming-out neu zusammen (z. B. Wegfallen nicht akzeptierender Freund*innen, Zuwachs durch queere Freund*innen) und kann die Rolle einer Ersatzfamilie einnehmen (Frohn, 2005, S. 35–36). «Erste erfreuliche Reaktionen des Umfelds wirken sich positiv auf das weitere äussere Coming-out aus, da die Jugendlichen sich verstanden und ernstgenommen fühlen, während negative, abweisende Erfahrungen diesbezüglich eher hemmend ausfallen» (Berchtold, 2012, S. 48; s. auch Krell

& Oldemeier, 2017; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). Der Kontakt zu anderen queeren Menschen, queere romantische Beziehungen oder sexuelle Erfahrungen können queere Menschen darin unterstützen, Sicherheit in ihrer queeren Identität zu gewinnen (Krell & Oldemeier, 2017). Soziale Unterstützung ist ein wichtiger Faktor bei der Bewältigung von Minderheitenstress (s. Kap. 2.3). Die Familie wird bezüglich Coming-outs als wichtiger, aber herausfordernder Ort erlebt, da Ablehnung dort besonders häufig befürchtet wird und vorkommt, Reaktionen jedoch auch bis zu unmittelbarer vollständiger Akzeptanz reichen können (Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Berchtold, 2012; Frohn, 2005; Zuehlke, 2004). Ebenfalls ist die Familie ein Ort, an dem Geschlechterbinarität oft rigide durchgesetzt wird (Marques, 2020).

Ebene der *gesellschaftlichen Strukturen* (vergleichbar mit Prozess 6 sowie Kontext *c* bei D'Augelli): z. B. sich (mit anderen/in einer Gemeinschaft) für soziale Gerechtigkeit einsetzen vs. Diskriminierung im Gesetz oder am Arbeitsplatz (Dziengel, 2015, S. 308–309, 315–317, 320–321)

Jugendliche aus ländlichen Regionen erleben ihr Coming-out als schwieriger als solche in Städten oder Agglomerationen (Krell & Oldemeier, 2017). Der Zugang zu queeren Gemeinschaften sowie zu Informationen über sexuelle/romantische Orientierungen und Geschlechtsidentitäten, wie auch in ihrer Lebenswelt sichtbare queere Menschen in ähnlichen Lebenssituationen erleichtern queeren Menschen den Coming-out-Prozess (Krell & Oldemeier, 2017; LesMigraS, 2012; Berchtold, 2012; Marques, 2020; Zuehlke, 2004). Auch (soziales/politisches) Engagement für queere Themen kann bestärkend wirken (Krell & Oldemeier, 2017). Spezifisch für trans Jugendliche sind die rechtlichen Vorgaben und der Umgang mit diesen bei Krankenkassen oder Behörden ein wichtiger Faktor, zu dem für trans Jugendliche mit Transitionswunsch die Suche nach kompetenten Fachpersonen dazu kommt (Krell & Oldemeier, 2017).

3.1.1. Fokus auf Strategien

Das Handeln respektive die Strategien der queeren Menschen – insbesondere in Form von Techniken der Informationskontrolle (Goffman, s. Kap. 2.1 *Identität, Stigma, ...*) – ist bei sämtlichen dieser Identitätsprozesse ein zentraler Faktor (Karich, 2003; Krell & Oldemeier, 2017; Levitt & Ippolito, 2014a, 2014b). Die Erfahrungen im Zusammenhang mit einer lesbischen/bi Orientierung sind nämlich nicht nur oftmals belastend, sondern es erwachsen aus ihnen auch Ressourcen und Copingstrategien (s. auch Kap. 2.3 *Minderheitenstress*). Diese können laut LesMigraS (2012, S. 42) zusammengefasst werden als *a) personale Ressourcen* (z. B. Stolz, Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeitsüberzeugung), *b) soziale Ressourcen* (z. B. queere Gemeinschaft, Freundschaften), *c) Wissen* (z. B. über eigene Rechte) und *d) Handlungskompetenzen* (z. B. Organisation von Protest oder Veranstaltungen).

Weitere Strategien in Identitätsprozessen sind im Umgang von homo Jugendlichen mit der Heteronormativität zu finden, die zur Folge hat, dass sie ihre Abweichung davon transparent machen müssen, um überhaupt als homo wahrgenommen zu werden (Brodersen, 2018, S. 88–91), wobei drei Muster von Strategien vorherrschen (Brodersen, 2018, S. 91–96): *Erstens* eine Orientierung an der Heteronormativität, indem eine «monogame, bürgerlich-unscheinbare Beziehung» (Brodersen, 2018, S. 92) gelebt wird und queere Stereotypen vermieden werden (Krell & Oldemeier, 2017). Dabei liegt die Deutungshoheit, ob dies für eine Anerkennung durch die heteronormative Mehrheitsgesellschaft ausreichend gelungen sei, bei dieser und die Gefahr von Ausschluss trotz Anpassungsbemühungen ist somit nie ganz gebannt. Das *zweite* Muster ist von Handlungsmacht geprägt, indem dieser Druck zu einem Coming-out aktiv inszeniert wird und die Bedingungen des Coming-outs selbst gestaltet werden. *Drittens* verweisen homo Jugendliche, statt ein explizites verbales Coming-out zu vollziehen, auf Zeichen wie beispielsweise eine Regenbogenfahne in ihrem Zimmer oder ihr Auftreten und Verhalten, um das scheinbar Offensichtliche zu bestätigen respektive auszudrücken. Ähnliche Bedingungen und Strategien können für trans Menschen gefunden werden (Bradford & Syed, 2019).

3.2. Spezifika lesbischer Identitätsprozesse

Für lesbische Frauen sind drei Bedingungen weiblicher Sozialisation¹⁶ zentral: «the repression of sexual desire, the interrelationship of intimacy and autonomy, and the recent availability of reinforcement for nontraditional role behavior» (McCarn & Fassinger, 1996, S. 518). Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass die Selbstidentifikation bei lesbischen Frauen eher über emotionale, bei schwulen Männern eher über sexuelle Beziehungen oder Erfahrungen erfolgt (Troiden, 1989) und letztere ihre sexuelle Orientierung weniger flexibel und die Identitätsentwicklung linearer erleben als erstere (Eliason & Schope, 2007).

Auf eine weitere Besonderheit weist Faderman (1985) hin: Lesbisch Sein¹⁷ ist für einige lesbische Frauen mehr (oder gar etwas anderes) als eine sexuelle Orientierung, nämlich eine Antwort auf Sexismus und Patriarchat, eine Unabhängigkeit von Männern, eine Subjektwerdung als Frau respektive 'der Frau' als politisches Subjekt – und damit eine politische Bewegung des radikalen Feminismus. Dieses Verständnis von lesbisch Sein, losgelöst von oder mit höchstens losen Verbindungen zu Sexualität, wäre für das Verständnis von schwul Sein wohl kaum denkbar und steht mit der feministischen Bewegung in Verbindung (Lewis, 1984, S. 465–466; Brown, 1995, S. 5; Kokits & Thuswald, 2015, S. 85), womit es auf ein Spezifikum lesbischer Identität verweist und die soziale und politische Perspektive des lesbisch Seins betont (Rich, 1980).

Schliesslich ist gerade für junge lesbische Frauen der öffentliche Raum kein harmloser Ort: 43% von ihnen haben dort bereits Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen/romantischen Orientierung erfahren, ähnlich viele sexuelle Belästigung, und Diskriminierung aufgrund eines geschlechterrollen-nonkonformen Auftretens erleben trans sowie lesbische Jugendliche häufiger als andere junge queere Menschen (Krell & Oldemeier, 2017, S. 118, 120, 122; s. auch LesMigraS, 2012,

16 Respektive für lesbische *trans* Frauen das Wissen um diese Geschlechterrollennormen und die normativen Bedingungen des Frau Seins.

17 Der von Faderman (1985) verwendete Begriff des «lesbianism» ist so nicht ins Deutsche übersetzbar und mit *lesbisch Sein* nur ungenügend wiedergegeben, da er insbesondere auf die politische Dimension des lesbisch Seins verweist.

S. 132; LGBT+ Helpline, 2022). Die rechtliche Gleichstellung respektive Diskriminierung wie auch die öffentliche Meinung zu lesbischen Frauen beeinflussen den Grad der Offenheit respektive des Versteckens, den lesbische Frauen für ihr Verhalten im öffentlichen Raum wählen (Zuehlke, 2004, Kap. IV.2.3, VI.1, VI.6, VII).